

# Volk und Führer

(1942)\*

1

»Unsere Zeit«, sagte ich 1927\*\*, »will auf allen Gebieten den Lehrer los-  
5 werden. Sie glaubt, mit dem Führer allein auskommen zu können. Und  
das ist zu verstehen. Jene ›geistigen‹ Menschen, die in einer Stunde, in der  
Ungeheures von der Selbständigkeit und Überlegenheit des Geistes ab-  
hing, den Geist, ohne zu wissen, was sie taten, zu einem geschickten und  
gehorsamen Hündlein machten, das den bestehenden Gewalten, die ihm  
10 Parolen hinwarfen, Ideologien apportierte, haben dazu beigetragen, den  
Geist, die weisende Funktion des Geistes am Leben zu diskreditieren.  
Anderes, Tieferes wirkte mit. Das Ergebnis ist, daß nicht bloß, was ja  
auch früher zuweilen geschah, die offizielle Politik der Staaten, sondern  
auch die inneren Bewegungen und Gruppierungen des Völkerlebens sich  
15 vielfach vom Geiste lossagen, ja in ihrer Unabhängigkeit von ihm die  
Bürgschaft des Erfolgs erblicken. Und sie haben nicht ganz unrecht. Füh-  
rung ohne Lehre hat Erfolg: man erreicht etwas. Nur daß dieses Etwas,  
das man so erreicht, etwas ganz anderes und zuweilen geradezu eine Ka-  
rikatur dessen ist, was man eigentlich erreichen wollte. Und was dann?  
20 Solange das Ziel noch reines Ziel war, herrscht Sehnsucht und Hoffnung;  
aber wenn im ›Erreichen‹ das Ziel sich verkehrt hat – was dann? Gewiß  
ist das Volk unglücklich, das keinen Führer hat; aber dreifach unglück-  
lich ist das Volk, dessen Führer keinen Lehrer hat.«

Was seither in der Welt geschehen ist, hat die Wahrheit meiner Worte  
25 in einem Maße bestätigt, das ich damals kaum ahnen konnte. Die erfolg-  
reiche Führung ohne Lehre ist nahe daran, alles, um dessen willen das  
Leben als Menschen uns lebenswert erschien, zu zerstören. Betrachten  
wir, was das Wesen dieser erfolgreichen Führung und insbesondere das  
Wesen ihres Verhältnisses zu dem so geführten Volke nach dem Selbst-  
30 bekenntnis der Führer ist.

\* Von dem damals hebräisch veröffentlichten Aufsatz ist hier Unwesentliches weg-  
gelassen, sonst aber nichts daran geändert.

\*\* In einer in meinem Buch »Kampf um Israel« (1933) S. 150 ff. veröffentlichten Rede.

Mussolini, der einmal den Fascismus als einen »socialismo alla Sorel« bezeichnet hat (noch 1934 hat mir einer seiner engsten Mitarbeiter versichert, sein »Chef« sei noch immer Syndikalist, und der Tag werde kommen, wo er als solcher ans Werk gehen werde), tut einen Schritt über Sorels Theorie des »sozialen Mythus« hinaus, wie ihn die Führung ohne Lehre folgerichtig tun mußte. »Wir haben«, sagt er, »unsern Mythus geschaffen.« Es sei nicht notwendig, daß dieser einen Wirklichkeitsgehalt habe; er sei eben selber Wirklichkeit, weil er »ein Stachel, eine Hoffnung, Glaube, Mut ist«. Und er fügt hinzu: »Unser Mythus ist die Nation.« Hier ist der Mythus nur noch eine brauchbare Fiktion, die »geschaffen« worden ist – brauchbar, weil sie auf die Massen in der erwünschten Richtung einwirkt, nämlich der Proklamation nach, die mythische Größe der Nation zu verwirklichen, tatsächlich aber, den fascistischen Machtkomplex dauerhaft zu verfestigen (Mussolini hat ja selber in einer Kammerrede die Revolution als »den festen Willen, die Macht zu behalten«, definiert). Freilich sollte man meinen, die Fiktion bleibe nur so lange brauchbar, als sie von den Massen nicht durchschaut worden ist, denen es doch nicht darauf ankommen kann, einen »Glauben« zu haben, sondern eine glaubwürdige Wahrheit; und man wundert sich darüber, daß Mussolini diese Enthüllung öffentlich vollzieht. Aber er kennt offenbar seine Massen. Es sind Massen, die an einer glaubwürdigen Wahrheit verzweifelt haben, weil ihnen der vorige Krieg und was darauf folgte nicht bloß die geltenden Wahrheiten zerschlagen, sondern auch den Glauben an Wahrheit überhaupt, das sachliche Vertrauen ausgetrieben haben. Die Norm, die – im Gegensatz zu Mussolinis berühmtem Kernsatz, der das Gegenteil behauptet – in der früheren Welt der Handlung, auch der revolutionären, vorausging, hat versagt, sie ist von der Handlung verleugnet worden und hat sich zum Protest nicht ermannt; eine neue glaubwürdige Norm ist nicht aufgetaucht; so nimmt man aus Verzweiflung die Handlung an, die der Norm vorausgeht und sie bestimmt – nicht als könnte man wirklich an diese Norm glauben, aber da man keinen andern Weg vor sich sieht, als die Handlung mitzumachen, läßt man sie sich eben von der vom Fascismus dargebotenen Norm durch den neugeschaffenen Mythus der »Nation« verklären (noch 1910 hatte Mussolini die nationale Fahne »eine auf einem Misthaufen aufgepflanzte Fahne« genannt). Obgleich das, was er Nation nennt, nur eine Fiktion ist, es ist weiter nichts vonnöten, als die wirkliche Nation und die fiktive in eins zusammenzuwerfen. Ermöglicht wird das dadurch, daß es den »Führer«, die »Führer« gibt. Wenn es den Führer nicht gäbe, würde man keinen Weg vor sich

sehen; aber er geht ja voran, und da man ihn gehen sieht, nimmt man eben an, daß es ein Weg sei, auf dem er geht, und man geht ihm nach. »Ein Stachel, eine Hoffnung, Glaube und Mut«, sagt Mussolini. Glauben die Massen wirklich? Nun, man meint zu glauben oder lebt auf jeden Fall, als ob man glaubte. »Wir wollen dran glauben«, hat Mussolini, als er noch für die sozialistische Bewegung tätig war, in der Sprache des Pragmatismus gesagt, »wir müssen dran glauben. Der Glaube versetzt Berge, weil er die Illusion verleiht, Berge ließen sich versetzen. Illusion ist vielleicht die einzige Realität des Lebens.« Hoffen die Massen wirklich? Man maskiert seine Verzweiflung als Hoffnung und läßt sich am Ende selber von der Maske täuschen, bis um Mitternacht. Ist man wirklich mutig? Es bleibt einem nichts anderes übrig, als Mut zu zeigen. Ein »Stachel« ist dieser sogenannte Mythos auf jeden Fall.

## 3

Ein entscheidender Unterschied zwischen dem fascistischen und dem bolschewistischen Totalitarismus besteht darin, daß dieser von der Überlieferung einer wirklichen Idee ausgeht und auf dem vitalen Verhältnis zu ihr, also auf dem Glauben an eine Wahrheit begründet ist, wogegen der Fascismus im Grunde nichts anderes kennt, als »den festen Willen, die Macht zu behalten«. Mag der Bolschewismus sich in seiner Tendenz zur Machtakkumulation noch so weit von der allem echten sozialistischen Denken gemeinsamen Lebensanschauung entfernt haben, in seinen Zielen bleibt er ideegebunden, und der Blick auf diese Ziele ist es, was seine Massen letztlich zusammenhält. Man braucht nur eine Rede von Lenin mit einer von Mussolini zu vergleichen, um die Gegensätzlichkeit zweier Menschenarten, zweier Daseinsarten zu merken. Wohl scheidet keine historische Persönlichkeit zwischen ihrer Sache und ihrem Selbst. Aber das hebt den großen geschichtlichen Menschen von dem GröÙe markierenden ab, daß er an die Sache glaubt und seine Person als von ihr ermächtigt versteht. Mussolini hat 1921 von Lenin gesagt, er sei ein *artista formidabile*, der den an Sprödheit Erz und Marmor überlegenen Menschenstoff bilde – ein den ästhetisierenden Sprecher mehr als seinen Gegenstand kennzeichnendes Bild –, und bald danach hat sich Mussolini selber in dieser »Kunst« versucht. Aber er ist Dilettant geblieben, freilich ein skrupelloser und zunächst erfolgreicher. Lenin hat gebildet, weil er geschaut hat; Mussolini machte sich jeweils daran, das zu bilden, was er jeweils ersann. Lenin will herrschen, weil er seiner Sache dienen will, wie es kein anderer vermag, und ihr diesen Dienst nur zu leisten ver-

mag, wenn er herrscht. Mussolini will herrschen, weil er nicht dienen will. Mit 27 Jahren schreibt er über Stirners Buch »Der Einzige und sein Eigentum«, es sei »das Evangelium des Individualismus und die größte Dichtung, die je zur Verherrlichung des gottgewordenen Menschen gesungen worden ist«. Als Diktator bekommt er die Möglichkeit, die Rolle eines gottgewordenen Menschen zu spielen, und das erfolgreiche Spiel befriedigt ihn. »Die Idee«, schreibt er nach zehn Jahren Diktatur, »verkörpert sich in wenigen, vielmehr in einem.« Aber glaubt er wirklich daran, was sich angeblich in ihm verkörpert? Auf die Frage, ob er sich, als er in der Stunde der Entscheidung nach Rom fuhr, in der Stimmung eines Künstlers befunden habe, der sein Werk beginnt, oder eines Propheten, der berufen wird, antwortete er: »Eines Künstlers.« Die Frage war eine Literatenfrage, aber die Antwort war eine Histrionenantwort. Ich glaube nicht, daß er, wie man von einem authentischeren Römer, Nero, erzählt, auch noch in der Stunde des Untergangs es fertigbringen wird, sich als »Künstler« zu fühlen.

## 4

Tiefer in das Problem der fascistischen Führung lassen uns einige Äußerungen Hitlers\* gelangen. Sie unterscheiden sich atmosphärisch von den angeführten Mussolinis dadurch, daß sie nur für einzelne Vertraute, für einen innersten Kreis bestimmt sind. Mussolini macht, wie wir gesehen haben, aus seiner wirklichen Gesinnung zuweilen kein Hehl. Nach der Eroberung von Addis Abeba, auf dem Gipfel seiner Macht also, sagt er zu einer Gruppe von Bauern: »Ich bin mit euch, weil ich weiß, daß ihr mit mir seid.« Hitler sagt wohl zu Bauern oder Arbeitern: »Ich bin mit euch wie ihr mit mir«; aber er würde nie »weil« sagen. Sein faktisches Verhältnis zum Volk äußert er, wie sein faktisches Verhältnis zur Sache, nur jenseits der Öffentlichkeit. Mussolini fand in den Jahren des Aufstiegs ein Vergnügen daran, die Unerschütterlichkeit seiner Macht zu bekunden, indem er seine Gesinnung öffentlich enthüllte; Hitler duldet nicht, daß sich die Linie zwischen der Haltung fürs Volk und der Haltung für die Eingeweihten je verwische. Er ist kein pathetischer Zyniker wie Mussolini; er ist ehrlich vor dem Mikrophon und ehrlich im vertrauten Dialog, nur daß eben die Inhalte der beiden Ehrlichkeiten einander widersprechen. Er ist auch kein Schauspieler wie Mussolini; er ist, sowie er

\* Ich habe Rauschnings Mitteilungen benützt, weil dieser offenbar nur den Stil, nicht den Inhalt des Gehörten geändert hat.

sich der Magie der eigenen öffentlichen oder halböffentlichen Rede überläßt, ein Besessener; wenn er einem Vertrauten sich selber expliziert, hat er die erforderliche Distanz zu seiner Besessenheit und kann Motive bloßlegen, von denen er in den Stunden, da ihn die hysterische Muse seiner tobenden Rhetorik begeistert, nichts spürt. Aber mit diesen Bloßlegungen hat Hitler zur Kenntnis des fascistischen Führertums in seiner erweiterten und umgearbeiteten deutschen Ausgabe erheblich beigetragen – einer Ausgabe, die sich zur italienischen verhält wie die Verwandlung in einen Dämon zur meisterlichen Darstellung dieser Wesensgattung. Wenn man Mussolini betrachtet, kann man von neuem darüber erstaunen und erschrecken, was der Mensch ist; aber wenn man Hitler sieht, wird man vom Schwindel erfaßt.

## 5

Der Gegenstand, von dem aus das Verhältnis zwischen der Führung ohne Lehre und den Geführten am unmittelbarsten zu erfassen ist, ist das Gewissen. Vom Gesichtspunkt des Geführten spricht hier Hitlers bekanntester Unterführer, Göring, das Eigentliche aus. »Ich habe kein Gewissen«, sagt er; »mein Gewissen heißt Adolf Hitler«. Damit will er wohl sagen, daß er, seit er Hitler »hat«, das losgeworden ist, was er bis dahin sein Gewissen nannte; er braucht es nicht mehr; Hitler steht an dessen Stelle, sein Befehl regelt das Handeln. Was den Menschen als Menschen auszeichnet: daß er selber richten darf über sein Tun und Lassen, ist nun abgeschafft. Man hört aus Görings Worten das Gefühl der Befreiung. Wie lästig war sie doch, diese fordernde und anklagende Stimme, vor der man die Ohren nicht schließen konnte! Wie einfach und bequem ist es, sich dem Führer zu überantworten, der alles Nötige besorgt! So der Geführte. Man darf aber nicht etwa meinen, Hitler habe nun das Gewissen für alle. Das lehnt er nachdrücklich ab. »Das Gewissen ist eine jüdische Erfindung«, sagt er. Auch er ist offenbar das Gewissen losgeworden; wir können nur nicht wissen, wann und wie; denn er hat ja nicht, wie die Geführten, in einer bestimmten Stunde seines Lebens statt eines Gewissens einen Hitler bekommen. Er ist das Gewissen der andern, aber er selber hat keins. »Das Gewissen«, sagt er, »ist wie die Beschneidung eine Verstümmelung des menschlichen Wesens.« Er scheint das verstümmelte Glied wiederhergestellt zu haben, indem er der Mensch ohne Gewissen wurde, und damit hat er anscheinend die magische Macht gewonnen, es bei allen von ihm Geführten wiederherzustellen, indem er ihrer aller Gewissen wurde. Das ist ein Vorgang von einem sozusagen religiö-

sen Pathos, nur eben mit negativem Vorzeichen. Das religiöse Pathos daran scheint Hitler selbst, der einmal vom Nationalsozialismus sagt, er sei »mehr noch als Religion«, kräftig zu empfinden, und zwar als Vernichtung des »jüdischen« Christentums durch ein Antichristentum. »An die Stelle des stellvertretenden Leidens und Sterbens eines göttlichen Erlösers«, sagt er, »tritt das stellvertretende Leben und Handeln des neuen Gesetzgebers, das die Masse der Gläubigen von der Last der freien Entscheidung entbindet.« In Wahrheit ist zwar das Gewissen keine jüdische Erfindung, sondern seit es den Menschen gibt, gibt es diese immer erneute Selbstkonfrontation der Person mit dem Bilde dessen, was zu werden ihr zudedacht und aufgegeben war, und auch die alten Germanen haben es, wie wir aus den isländischen Sagas wissen, verstanden, mit sich selber zu rechten, wenn sie ihre Wesensanlage unerfüllt gelassen hatten. Aber es ist bedeutsam, daß in unserer Zeit der Mensch erstanden ist, in dem die Spannung zwischen dem, was einer ist, und dem, was er sein sollte, aufgehoben ist, der Mensch ohne Gewissen, der hemmungslose Mensch. In dieser seiner völligen und grundsätzlichen Hemmungslosigkeit liegt denn auch in der Tat das Geheimnis von Hitlers Wirkung.

»Der Ausdruck ›Verbrecher‹«, sagt er, »stammt noch aus einer überwundenen Welt. Die Vorsehung hat mich zu dem größten Befreier der Menschheit vorbestimmt. Ich befreie den Menschen von der schmutzigen und erniedrigenden Selbstpeinigung einer Gewissen und Moral genannten Chimäre und von den Ansprüchen einer Freiheit und persönlichen Selbständigkeit, denen immer nur ganz wenige gewachsen sein können« (genau genommen, wie wir aus der Äußerung Görings erfahren, nur ein einziger). »Ich muß die Welt von ihrer historischen Vergangenheit befreien.«

Wo haben wir solche lapidaren Sprüche schon gehört? Soweit mir gegenwärtig ist, nirgends in der indogermanischen Welt. Wohl aber findet sich genau Analoges bei einem eigentümlich jüdischen Zersetzungsprodukt des 18. Jahrhunderts, dem Pseudomessias Jakob Frank. »Ich bin gekommen«, sagte er, »um alle Gesetze und alle Glaubenslehren zu vernichten, und mein Verlangen ist, das Leben in die Welt zu bringen ... Ihr sollt euch aller Gesetze und Glaubenslehren entledigen und hinter mir hergehen, Schritt um Schritt.«

## 6

In der von Hitler erstrebten Welt sind nur noch die Führer Personen; das »Volk« steht ihnen als eine Masse von Geisteskastraten gegenüber. »Was

haben wir das nötig«, sagt er, »Sozialisierung der Banken und Fabriken? Wir sozialisieren die Menschen.« Aber nicht bloß was an personaler Substanz im Volke besteht, auch was noch an volkhafter Struktur in ihm besteht, muß ausgetilgt werden: aller selbständige Zusammenhang, alle selbständige Gliederung im Volk. »Ich mische das Volk«, sagt Hitler. »Ich spreche zu ihm als Masse!« Er mischt das Volk zur Masse. Und in der Tat, wo für die Person kein Platz mehr ist, ist auch für das Volk kein Platz mehr. Ich darf mich noch einmal zitieren. In einem 1936 veröffentlichten Aufsatz schrieb ich von dem Einzelnen, der zugleich im Geist und mit dem Volke lebt: »An dem Ort, wo er steht, erhöht oder unscheinbar, mit den Kräften, die er besitzt, verdichtete Obmacht oder verhallendes Wort, tut er das Seine, um die Menge zu entmengen ... Auch wenn er zur Menge zu reden hat, sucht er die Person; denn nur durch Personen, durch Bewährung von Personen kann Volk zu seiner Wahrheit finden und wiederfinden.« Es ist nötig, noch einen Schritt weiter zu gehn und deutlich auszusprechen: Volk im eigentlichen Sinn gibt es nur, wenn es überall in ihm, unten wie oben, bei den Geführten wie bei den Führenden, Element der Person, Sphäre der Person, Freiheit und Verantwortung der Person gibt. Volkssubstanz und latente Personsubstanz sind eins; wo diese niedergehalten wird, wird jene niedergehalten. Die totale Masse ist nicht bloß das Ende des persönlichen Lebens, sie ist auch das Ende des volkhafte Lebens.

Um »die bisher auf geschichtlichen Zusammenhängen beruhende Ordnung aufzulösen«, erklärt Hitler, müsse er die Nationen als »die manifesten Formen unserer Geschichte« »in eine höhere Ordnung umschmelzen«. Diese höhere Ordnung wird »Rasse«, genauer »Herrenrasse« genannt. Dieser Rassenbegriff ist keineswegs auf einem gemeinsamen biologischen Typus begründet; man versteht es wohl, daß Hitler von einem Begriff loskommen will, der einen Menschen mit denen zusammenschließt, die ähnlich wie er aussehn. Der neue Rassenbegriff legt sich quer durch das, was man Rassen zu nennen pflegt; er bedeutet gar nichts weiter als »die neue Auslese«. »Ich werde«, sagt Hitler, »durch ganz Europa und durch die ganze Welt diese neue Auslese in Gang bringen, wie sie in Deutschland der Nationalsozialismus darstellt«, womit, wie sich bei genauem Zusehen ergibt, nicht etwa die Partei, sondern die Führerschaft gemeint ist. In Hitlers Zukunftsbild zerfällt die Welt des Menschen in zwei: die Rasse und die Masse, jene der »aktive«, diese der »passive« Teil der Nationen, der sich der »Aktivität« der »Rasse« widerstandslos zur Verfügung stellt oder von ihr gezwungen wird, ihrer Aktivität zu dienen. Wir haben das Wesen dieser Aktivität kennengelernt; es ist die Hemmungslosigkeit. Die werdende Elite der Menschheit, die die

neue Herrenrasse dann auch biologisch herstellen soll, ist auf der gemeinsamen Hemmungslosigkeit begründet.

Was aber ist das Ziel dieser Aktivität? »Es gibt kein fest fixiertes Ziel«, antwortet Hitler. Es gibt keins; denn es gibt keine Wahrheit, die zu verwirklichen man anstreben könnte, keine, der gegenüber der Handelnde 5 verantwortlich wäre. »Es gibt«, sagt Hitler, »keine Wahrheit, weder im moralischen noch im wissenschaftlichen Sinn.« Das bedeutet, es gibt Wahrheit nur im politischen Sinn: wahr heißt, wovon man jeweils will, daß die Masse es für wahr halte, damit die neue Auslese durchsetzen könne, was sie jeweils durchsetzen will. Hitler sagt freilich von ihr, sie 10 sei »der Geschichte verantwortlich«; aber eine faktische Verantwortung vor der Geschichte gibt es nur, wenn es ein Ziel gibt, nicht wenn die Ziele jeweils von den Handelnden abgesteckt werden. »Die vor der Geschichte Verantwortlichen«, sagt Hitler, »wachsen immer sichtbarer in die Rolle des Schicksals und einer die irdischen Grenzen fast schon überschreitende 15 Allmacht hinein ... Die Aufrechterhaltung ihrer Macht muß für sie das oberste und einzige Gesetz des Handelns sein.« Für eine faktische Verantwortung vor der Geschichte ist hier jedoch kein Raum gelassen; dieser Begriff ist bei Hitler offenbar ein letztes Residuum der abgeschafften Vergangenheit. 20

An nichts, außer der eigenen Macht glauben, das ist für ihn das notwendige Prinzip des Führers. Auch dies ist – nicht etwa, wie manche meinen, bei Machiavelli, der an den Staat glaubt und an die Macht nur um des Staates willen, wohl aber wieder bei Jakob Frank zu finden. »Ich sage euch«, erklärt Frank seinen Jüngern, »alle Führer müssen ohne 25 Glauben sein.« Mit anderen Worten: der Führer darf an nichts anderes als an sich selber glauben. Damit ist freilich auch schon die Problematik dieses »Glaubens« gekennzeichnet. Denn wahrhaft an sich glauben, nicht krampfhaft sich immer wieder darein versetzen, sondern in großer Gewißheit und Gelassenheit an sich glauben kann nur, wer sich im äußersten 30 Ernst als vom Unbedingten beauftragt und ermächtigt sieht. Das aber kann naturgemäß nur, wer an das Unbedingte glaubt. Für wen das Sein des Unbedingten leer ist, für den ist es mit Notwendigkeit auch das eigene Wesen, und das erfährt er immer, wenn er sich auf sich selber besinnt. Aber Hemmungslosigkeit schließt eben die natürliche Fähigkeit 35 und die ausgebildete Fertigkeit ein, der Besinnung auf sich selber aus dem Wege zu gehen. Jakob Frank und Adolf Hitler sind große Exempel des Menschen ohne Hemmung und gleichsam ohne Besinnung. Ich sage: »gleichsam«; denn wahrscheinlich haben beide erfahren, wie das tut, wenn einem um Mitternacht das eigene Angesicht nackt entgegenstarrt. 40 Aber das ist ein Geheimnis, in das kein anderer eindringt.

Es ist an der Zeit, uns zu fragen, was geschichtlich den Namen der Führung verdient. Damit kann und darf nur die verantwortliche Führung auf ein geschautes Ziel hin gemeint sein. Der allein darf Führer heißen, der seine Schar, sei es ein Volk, sei es ein Bund aus wenigen Getreuen, verantwortlich auf ein Ziel hinführt, das er schaut. Gläubige Schau auf das Ziel ist das erste, verantwortliche Führung auf es hin das zweite. Beim ersten kommt es nicht darauf an, wie der Führer in seinem Bekenntnis das nennt, woran er glaubt; wenn nur das Ziel ihm das Unbedingte, an das er glaubt, vertritt, Sinn und Bestand vom Unbedingten empfängt. Beim zweiten kommt es nicht darauf an, wie dieser Mensch die Instanz nennt, vor der er seine Führung zu verantworten bereit ist; wenn es nur eine lebendige Instanz und die Verantwortung, die er meint, eine reale Verantwortung ist.

Was aber der Führer wesentlich zu verantworten hat, ist nicht, ob er und mit ihm das Volk die jeweils von ihm, dem Führer, gesetzten Zwecke erreicht oder nicht, sondern was unterdessen aus dem von ihm geführten Volke geworden ist. Wer die Macht seines Volkes auf Wegen steigert, auf denen das Volk die Fähigkeit verliert, mit seiner Macht etwas Rechtes anzufangen, wer das Volk mächtig und schlecht werden läßt, steht vor der lebendigen Instanz, vor der er sich, mit oder ohne Vorwissen, zu verantworten hat, als Verderber der von ihm Geführten.

Ranke sagt von Machiavelli, er sei in dem verzweifelten Zustande seines Vaterlandes kühn genug gewesen, ihm Gift zu verschreiben. Aber es gibt Gifte, die, um eine Scheinheilung herbeizuführen, den Organismus einer allmählichen Zersetzung ausliefern. Wer sie verschreibt, ist nicht kühn zu nennen, sondern frevelhaft.

Macht um der Macht willen erstreben heißt das Nichts erstreben. Wer die leere Macht ergreift, greift zuletzt ins Leere. Wille zur Macht, weil man Macht braucht, um die Wahrheit, an die man glaubt, zu verwirklichen, hat eine bauende Kraft; Wille zur Macht als Macht führt aus der Selbstüberhebung der Einzelnen zur Selbstzerstörung der Völker.

1921, ein Jahr nachdem die nationalsozialistische Partei ihren Namen erhielt, schrieb ein deutscher Staatsmann, ein Jude, der das deutsche Volk und das deutsche Reich unglücklich liebte, Walter Rathenau: »Es war ein frivoles Wort, an das wir lange glaubten: Der Herrgott ist mit den stärkeren Bataillonen. Es ist ein wahres Wort, daß das Schicksal mit der tieferen Verantwortung ist.« Heute, nach zwanzig Jahren, neigen nicht in fascistischen Staaten allein sehr viele zu der Meinung, die stärkeren Bataillone bedürften keines Herrgotts. Sie irren sich. Macht ohne echte Verantwor-

tung ist eine grell verkleidete Ohnmacht. Die stärkeren Bataillone, die an nichts anderes als an den Führer glauben, sind die schwächeren Bataillone. Ihre Schwäche wird in der Stunde offenbar werden, da es auf die Kräfte aus dem Glauben ankommen wird. Und die anderswo der leeren Macht anhangen, werden in ihren Sturz mitgerissen werden. 5

## 8

In den großen Geschichtsepochen ist wichtiges Werk von wichtigen Personen getan worden. In unserem Zeitalter vollziehen sich gewaltige Veränderungen durch Individuen, die dem, was sie bewirken, nicht gewachsen sind, nicht das zulängliche Subjekt ihrer Taten sind, aber es durch ihre Haltung zustande bringen, als die Personen zu gelten, die zu diesen Taten gehören. In Wahrheit sind sie nur die Nutznießer von Situationen. Es sind dies die Situationen der Verzweiflung, in denen der Hemmungslose, der aufsteht und schreit: »Ich will euch einen Weg führen«, Gefolgschaft findet und den Erfolg erringt. Er wußte keinen Weg, er zeigte keinen; aber er ging drauflos, und die Massen folgten ihm. Es ist leicht zu verstehen, daß die Menge in dem Mann, der sich in solcher Stunde die Führung anzumaßen wagt, das Werkzeug der Geschichte, den zur Schicksalswende Ermächtigten sieht; es ist auch zu verstehen, daß dem Menschen, an den so geglaubt wird, Kräfte zuwachsen; aber im Kern der Wirklichkeit bleibt er eben doch der er ist, und je größere Veränderungen die Welt durch ihn erleidet, um so größer wird der Widerspruch zwischen Sein und Schein. 10 15 20

Ein anderer Zug im Gesicht des Zeitalters kommt hinzu: es schiebt. Es gab Epochen, in denen Barbarenvölker die Kulturländer überströmten; aber sie sagten nicht wie Hitler: »Ja, wir sind Barbaren! Wir wollen Barbaren sein!« Es gab Epochen, in denen Menschen von rücksichtsfreier Brutalität herrschten; aber sie liebäugelten nicht mit ihrer Brutalität. Wo solches geschieht, ist stets Entartung im Spiel. Eine Zeit, die vor dem Spiegel steht und ihre Größe bewundert, entbehrt der Größe. 25 30

Max Weber hat das Geheimnis der Wirkung eines Führers auf die Geführten als Charisma, Gnadengabe, bezeichnet; aber es gibt etwas, was ich negatives Charisma nennen möchte. Es ist physiognomisch schwer von dem positiven zu unterscheiden. Man muß genau prüfen, wie dieser Mensch »führt«; dann merkt man, daß er auf kein Ziel schaut. Das Streben nach Macht um der Macht willen ist das Kennzeichen des negativen Charismas. Es verfügt über alle Künste der Verstellung. Mussolini, der noch zwei Jahre vor der Machtergreifung schrieb (der Artikel ist natür- 35

lich in die Gesamtausgabe seiner Schriften nicht aufgenommen): »Ich gehe vom Individuum aus und ziele gegen den Staat. Nieder mit dem Staat in allen seinen Formen, dem Staat von gestern und von morgen!« ruft unmittelbar vor der Machtergreifung aus: »Auf welchen Wegen wird der Fascismus Staat werden? Wir wollen Staat werden!« Und später erkennt er das Individuum nur noch so weit an, »als es mit dem Staat übereinstimmt«. Hitler, in dessen öffentlichen Äußerungen die Nation eins und alles ist, geht es in Wahrheit um einen weltumspannenden Bund der Machtgewaltigen, die einander in der Erhaltung der Macht über das Menschenvolk unterstützen sollen, um die »Auswahl der neuen Herrenschicht«, die, wie er einmal sagt, »auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat, zu herrschen«.

»Bei uns«, sagt Hitler einmal, »sind Führer und Idee eins, und jeder Parteigenosse hat das zu tun, was der Führer befiehlt, der die Idee verkörpert und allein das letzte Ziel kennt«. Der Führer allein kennt das Ziel; aber es gibt kein Ziel. Der Führer verkörpert die Idee; aber es gibt keine Idee. Die »bessere Rasse« entscheidet, und darüber, wer ihr angehört, entscheiden eben die, die sich zu ihr zählen – vorausgesetzt, daß sie in der Macht sind. Was aber bedeutet dies in concreto? »Es gibt«, sagt Hitler, »immer nur den Kampf der minderrassischen Unterschicht gegen die herrschende höhere Rasse.« Die siegreiche minderrassische Unterschicht proklamiert sich als die höhere Rasse. Übermensch ist, wen keine innere Hemmung abhält zu verkünden: »Ich bin der Übermensch.«

## 9

Wir sind dem »gottgewordenen Menschen« schon bei Mussolini begegnet; bei Hitler finden wir ihn wieder. »Der Mensch wird Gott«, sagt er, »das ist der einfache Sinn« – der des Übermenschen Nietzsches nämlich. »Der Mensch ist der werdende Gott.« Der Trivialpathetik dieses Motivs, das einst im Alten Orient und im kaiserlichen Rom zum Hofstil gehörte, ist Napoleon mit einem Witz ausgewichen. »Den Platz Gottvaters?« äußerte er, »ach, ich möchte ihn nicht – das ist eine Sackgasse!«

»Im Theages Platos«, sagt Nietzsche, »steht es geschrieben: »Jeder von uns möchte Herr womöglich aller Menschen sein, am liebsten Gott.« Diese Gesinnung muß wieder da sein.« In dem zweifellos nicht von Plato stammenden Dialog spricht die (ungenau zitierten) Worte ein Jüngling, der von seinem Vater als Schüler zu Sokrates gebracht wird; dieser widerspricht seiner hochfahrenden Äußerung nicht; aber er belehrt ihn, indem er ihn auf große Vorbilder, Beispiele des Edlen und Vornehmen, Themis-

stokles und Perikles, verweist, von denen beiden man sich nicht recht vorstellen kann, daß sie Herr aller Menschen, geschweige denn Gott zu werden wünschten. Nietzsche hat nicht geahnt, daß sich seines Gedankens des »werdenden Gottes« nicht der Typus, den er den »vornehmen Menschen« nannte, sondern gerade der Untermensch bemächtigen würde, der zwar hemmungslos ist, aber im Innersten doch wohl mitunter von Zweifeln angefochten wird und schon deshalb danach streben muß, angebetet zu werden, um gründlich an sich selber glauben zu können. Wir finden bei Nietzsche schon wörtlich die »Absicht, eine regierende Kaste zu züchten – die zukünftigen Herren der Erde«; er hat nicht geahnt, daß es den Hemmungslosen, die in einer künftigen Stunde die Massen mit sich reißen, am leichtesten möglich sein wird, sich diese Absicht anzueignen. Er will dem, den er als den bösen Menschen preist, dem Menschen der großen Leidenschaft, dem Starken, »das gute Gewissen zurückgeben« und ahnt nicht, daß er die Gewissenlosigkeit des Typus stärkt, den er den schlechten Menschen nennt, des Mißgeborenen, Mißbeschaffenen, der, wie wir aus dem Leben primitiver Stämme wissen, leicht in den Ruf des großen Zauberers kommt.